

# Sächsische Volkszeitung

erschint täglich nachm. mit Ausnahm. der S.-m. und Feiertage.  
Verlag: Sächsische Volkszeitung, Leipzig, Postfach 100.  
Außerhalb des Postamtsbez. Sächsische Volkszeitung, Postfach 100.  
Abonnementspreis: 11—12 M.

Unabhängiges Tageblatt für Wahrheit, Recht u. Freiheit.

Anzeige werden die geliebte Zeitungsredaktion oder direkt beim  
15 Pf. berechnet, bei Wiederholung bedeutender Abh.  
Sachdrucker: Neumann und Neumannsche, Dresden  
Viktoriastraße 43. — Druckerei: Nr. 1 Str. 100.

## „Zwischen Scylla und Charybdis.“

Die große Trockenheit scheint einen recht nachteiligen Einfluß auf manche Artikelschreiber auszuüben. Die sonst so lustig sprudelnde Fantastik in ihren Köpfen versiecht allmählich und die in den zurückgebliebenen Tümpeln mühsam nach Wasser Schnappenden bemooften Karven sind kaum eine lohnende Speise für die hungrigen Zeitungsleser, weil sie zu sehr nach Schlamm duften. Ein im „Leipziger Tageblatt“ am Montag unter der obigen Aufschrift erschienener Artikel macht diesem Zustande alle Ehre. Wenn man auch in den Hundstagen etwas milder urteilt, weil während dieser Zeit so mancher zurückgelegte Artikel längst vergangener Tage aus dem Papierkorb wieder hervorgeholt wird, um mit etwas akustischem Ragout vorbereitet, dem geehrten, teilweise in der Sommerfrische weilenden Leserkreis vorgelegt zu werden, so können wir uns doch nicht entschließen, diesen vorliegenden Artikel zu ignorieren, denn der Inhalt ist zu bezeichnend für die ungesunde Luft, welche in liberalen Parteikreisen und im Evangelischen Bunde herrscht.

Der genannte Artikel beginnt:

„Was ist schlimmer: Nam oder der Antisemitismus? Soll man es vorziehen, von der gefährlichen Scylla der Sozialdemokratie verwehrt oder in den abgründigen Strudel des Ultramontanismus gezogen zu werden? Der kluge Leser wird darauf gleichmäßig antworten, daß er weder das eine noch das andere erblickt, sondern auf den gebahnten Strahlen des modernen Kulturstaates zu bleiben gedenkt.“

Sodann führt der Artikler den Grafen v. Bismarck an, den Führer des Evangelischen Bundes, als Gewährsmann an, der in einem Briefe an einen konservativen Freund die Frage dahin beantwortet hat, daß die „ultramontane Gefahr weit größer erweise als die sozialdemokratische, zumal kein Kampf unter Völkern und selbst unter Benossen eines Volkes, wenn er erst einmal zur lodernen Flamme geworden sei, tiefere und unheilbarere Wunden schlägt, als der, den der religiöse Fanatismus angefaßt habe.“

„Also“ so fragt das „Leipz. Tagebl.“ weiter, „soll der Kampf gegen Nam voranzutreiben? Graf Bismarck würde eigentlich aus seinen Kränkeln den Schluß ziehen, aber er tut es nicht; vielmehr meint er nur, daß die sozialdemokratische Bewegung den Kampf gegen den Ultramontanismus nicht aufhalten, daß die Bekämpfung des Antisemitismus nicht zurückzuführen dürfe. Hier haben wir also doch wieder die Zweifelsfrage, weshalb der Verfasser seinen Zweifel läßt, daß er die größere Gefahr beim Ultramontanismus findet.“

Nach nun kommt der Artikler mit Frankreich. Was macht man dort? Baldock-Roussieu sagte alle Gegner der katholischen Kirche zu einem Haufen zusammen. Um die Sozialisten dafür zu gewinnen, wurde der Sozialist Millerand zum Minister gemacht.

„Das Experiment“ fährt das Blatt fort, „ist gefährlich; an allerlei Kostenarbeiten hat es innerhalb und außerhalb Frankreichs nicht gefehlt; aber es gelang. Einige soziale Reformen, die Millerand durchsetzte, haben den Gegenwert nicht umgehört, sondern eher gefördert, wohl aber konnte man mit aller Energie in breiter Front der Kampf gegen den Antisemitismus aufgenommen werden. Mit welchem Erfolge auch über das Ministerium Baldock-Roussieu hinaus, das hat die Wirklichkeit der letzten fünf Jahre in

Frankreich bewiesen. Wie es später kommen wird, das kann man ja nicht wissen; aber heute muß man sagen, daß in Frankreich der Antisemitismus am Boden liegt.“

Nun kommt die Anwendung für Deutschland. Das Anecdöthen, worin erzählt wird, der deutsche Kaiser habe an den Rand eines Altentafels in bezug auf Millerand die Worte geschrieben: „Ja, wenn wir den hätten!“ wird neuerdings aufgetischt und mit einem tüchtigen Zeigler aus liberaler Brust breitet: „wir“ haben leider keinen Millerand. Wäre nicht Herr v. Volkmar geeignet? Was, dieser Mensch! ruft das Blatt aus, welcher „sein größeres Ziel kennt, als den Liberalismus vollends zu erwürgen“, und zwar im Grunde mit dem Zentrum? Mit Entrüstung weist das „Leipz. Tagebl.“ diesen Mann von sich, denn „wo rote und schwarze Demagogie sich verbündet, da ist eine Politik des gesunden Fortschritts aufs äußerste erschwert.“ Ja, wenn sich die rote mit der blauen (liberalen) Demagogie verbündet, so wäre die Sache anders; da wird die rote Drachensaat zum höchsten Kulturfortschritt!

Das „V. L.“ jammert zum Schluß, daß „im Deutschen Reich eine solche zielbewusste Energie und der große Jugelsicht, welcher allein im Stande sei, eine geschlossene Phalanx an Regierungstruppen zu schaffen.“ So werde denn bald rechts, bald links lauiert, wie gerade der Wind weht. Daß damit die Gefahr wachse, den beiden Neuerungsbauern zu verfallen, liegt auf der Hand. Nur eine Politik ehrlicher Reformen könne Rettung schaffen. Vielleicht leben dann auch, wenn nicht die sozialdemokratischen Führer, so doch die heute von der Sozialdemokratie geängeltten Volksmassen ein, daß sie ihre eigene Sache führen, wenn sie gegen den Ultramontanismus sich mit dem Bürgerturne in Reich und Glied stellen.“

Der Pöbelstich sieht aus dem ganzen Artikel deutlich heraus. Die Sozialdemokratie wird angefordert, sich mit dem liberalen Bürgerturne gegen den Ultramontanismus in Reich und Glied zu stellen. So soll der Ultramontanismus wieder regierungsfähig gemacht werden und „am Dank hierfür bietet das „Leipz. Tagebl.“ der Sozialdemokratie einen Ministerposten an. Auf alle Fälle wäre der Handelsminister in den Händen eines Sozialdemokraten am besten gebergen. Der Reichserbkammerpräsident und die Sozialdemokratie sind ja Kameraderen!

So lautet das Rezept des „Leipziger Tageblattes“. Die Lüge sind leicht bekannt; die Waage erlöste seit den letzten Wahlen wiederholt auf der liberalen Dreibein. Für die Liberalen ist in der Tat die Gefahr nicht gering, wenn ihr Parteiführer zwischen Scylla und Charybdis dablegt. Die Erfahrung zeigt, daß besonders in den gebildeten Kreisen die Zerschlagung aus den liberalen Lehren gern gezeuget wird; Lanten; verheben bereits das sinkende Schiff und wurden von der „hundertbaren“ roten Charybdis verschlungen. Das „Leipz. Tagebl.“ hält das Schicksal dieser freilich für ehrenvoller, als von dem schwarzen „Ungeheuer“ Scylla aufgetrieben zu werden.

Der Graf v. Bismarck schildert uns dieses Ungeheuer Ultramontanismus. Als Werkzeuge derselben nennt

er, daß es tiefe und unheilbare Wunden schlägt; es schlägt den „religiösen Fanatismus“ zur lodernen Flamme an. Eine solche Partei ist in der Tat nicht „haatserhaltend“, ebenso wenig wie die Sozialdemokratie; man darf ihr nicht die Mittel verweigern helfen, welche sie gegen den staatlichen Verband, gegen das Kaiserturn in geeigneten Zeitpunkt gebrauchen würde. So meint der Vorstehende des Evangelischen Bundes.

Der Herr Graf hat recht, nur hat er die Namendung zu machen vergessen. Wo ist denn jene Partei, welche seit Jahren in unausgesetzter Agitation den Fanatismus in das deutsche Volk hineinträgt? Wo werden in Wort und Schrift die beiden Konfessionen in gewissenloser Weise gegen einander gehetzt? Wer sucht selbst ein Bündnis mit der roten Umformpartei, mit der Todfeindin des Protestantismus und der Gesellschaftsordnung? — Es ist der Liberalismus, mit dessen Programm der Herr Graf liebäugelt, und der Evangelische Bund, dessen Vorstehender er ist. Er dagegen wird behaupten, daß der Katholizismus jene Partei sei, die er „Ultramontanismus“ nennt. Prüfen wir! In den Versammlungen katholischer Vereine wird die protestantische Kirche und ihre Einrichtungen nirgends verhöhnt und beschimpft, und das religiöse Gefühl der einzelnen Protestanten geschont. In den Versammlungen des Evangelischen Bundes und seiner Presse ist die schärfste Kritik der katholischen Kirche und ihrer Einrichtungen ein ständiger Verhandlungsgegenstand, eine Kritik, welche weit über die Grenze der Wahrheit und Ehrlichkeit hinausgeht und für jeden Katholiken schwer verletzende Angriffe bildet. Die 70. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Köln im vorigen Jahr konnte mit berechtigtem Stolz und unwiderprochen von allen ihren Vorgängerinnen sagen, daß die Geißel Andersgläubiger auf einer derselben nie verlegt worden seien. Wo kam eine Jahresversammlung des Evangelischen Bundes das Gleiche von sich behaupten? Das Hineintragen des Fanatismus in die Reihen der Protestanten ist augenscheinlich ein Zweck derselben.

Was versteht Herr Graf v. Bismarck unter „ultramontaner Gefahr“? Das „Gefahren des religiösen Fanatismus“. Wer entfacht ihn? Der Evangelische Bund, dessen Vorstehender er ist! Die Gefahr des „Ultramontanismus“ besteht also nicht in den Reihen der vom Zentrum geleiteten Katholiken, sondern in den Reihen der von Bundesvorstern in die Reihen evangelischer Mitglieder. Von wem ist das Wort „Ultramontanismus“ mit dem trivialen Ausdruck „Faschensherrschafft“ als gleichbedeutend zu halten. Wenn Graf v. Bismarck es mit seinem Schutze des Staates vor der konfessionellen Verheerung ehrlich meint, dann bekämpfe er diese Gefahr, auch wenn sie aus den Reihen seiner eigenen Glaubensgenossen den Überfall erhebt und wenn protestantische Geißeln den Fanatismus predigen, anstatt Männer des Friedens zu sein. Er und auch das „Leipziger Tageblatt“ könnten viel beitragen, daß man der Andra des religiösen Fanatismus, wo sie aus den Reihen der Predigerhandlung selbstgeleitet wird, die Hände abschneidet

## Frankreichs Sündenregister.

Kaiser War I. sagte von den Franzosen: sie singen höher als die Noten lauten, sie lesen anders als gedruckten Text, sie reden anders als ihnen aus Herz ist. Diese Charakteristik der Franzosen läßt eine mehrfache Deutung zu: Sie stimmt genau auf das Verhalten des heutigen Frankreich, das im eigenen Lande die wilde Kulturkampfborgie aufzuffert, aber zugleich mit ebt gallischer Annäherung bei der Papstwahl eine besondere Berücksichtigung forderte und das Protektorat über die katholischen Missionen im Orient in Anspruch nimmt.

Von welchem Größenmaß nach dieser Hinsicht die offiziellen Kreise Frankreichs erfüllt sind, zeigt die Aeußerung in der Grande Encyclopédie Artikel Protection catholique, wo es heißt:

„Die Religionen der fremden Nationen können nicht das geringste Geschäft vollziehen, kaufen, verkaufen, irgend welchen Zivilakt machen ohne unsere Genehmigung; sie sind lediglich unter unserer Hand . . . Italien und Deutschland machen große Anstrengungen, um die katholischen Missionen ihrer Nationalität unter ihre Protection zu bringen und sie zu bestimmen, sich den Verpflichtungen zu entscheiden, welche sie gegen uns haben.“

Wenn, nebenbei bemerkt, der bekannte Abbe Stammgier für dieses Protektorat Frankreichs dessen großen Anteil an der Missionsarbeit geltend macht, so ist das angesichts des Umstandes, daß Frankreich nur zwei Fünftel der Missionsarbeit leistet, eine „Stammgiererei“, die, wie manches andere, eine ernstliche Widerlegung nicht verdient.

Nur Erörterung der französischen Ansprüche liefert ein reiches geschichtliches Material das eben erschienene Buch eines katholischen Historikers: „Frankreichs Verdingungen an Kirche und Christenheit“. Von Franko-Germannus, München (Katholische Verlagsbuchhandlung) 1904. Bei der Veltüre dieses Buches kommt einem unwillkürlich der Gedanke, daß die Kirchengeschichte Frankreichs auf eine fortgesetzte Expropriation der Kirche binanzläuft. Es ist ein großes Sündenregister der französischen Politik, das hier aufgerollt wird, eine Leporellothe, auf der auch die Vergehen und die Witschuld des Merus von Frankreich verzeichnet stehen, so daß man die heutige Pödelkudung und Verdingung der Kirche in Frankreich betrachten kann, als eine Rache, welche die der

Weltgeschichte imwohnende Gerechtigkeit verbüßt hat und vollzieht.

Wie ein toter Aden peht sich durch die ganze Kirchengeschichte das Verbrechen, der „allerdrücklichsten Nation“, der „ältesten Tochter der Kirche“ ob ihres einmüchtigen Erbrechtsrechtes vom Papsttum besondere Privilegien zu verlangen, Privilegien, welche erst ein halbes Zeitalter bedenkten, auf Schaffung einer französischen Nationalkirche zielen und den Papst schließlich zu einem französischen Souverän, welcher ein geringes Wertung in den Händen der tragischen Politik sein soll, herabwürdigten wollen.

Frankreichs Chauvinismus beginnt die Verdienste Frankreichs anzuzählen mit den Verdiensten eines Eblowig, der Pippen und Karls des Großen und Ludwig des Frommen. Mit Recht weist Franko-Germannus diese Darstellung als ungeschichtlich zurück, da alle die genannten Herrscher sich als nichts weniger fühlten, denn als gallorömische, latinisierte Franken.

Zobald aber das ehenländische französische Staatswesen sich herauszubilden beginnt, beginnt auch das Verbrechen nach einer Sonderstellung in der Kirche. Es wird das Streben der Könige auf die Ernennung der Bischöfe den großen Einfluß zu gewinnen, um die so Erhaltenen stets als willfährige Regierungsorganen wie Puppen leiten zu können. Der Geist, der später in der pragmatischen Sanktion vom 7. Juli 1438 sich geltend macht, und in der Deklaration des französischen Merus vom 19. März 1682 Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt von der geistlichen, Subordination des Klerus über den Papst, Unantastbarkeit der gallischen Gewohnheiten, in selbst Einschränkung der geistlichen Autorität des Papstes fordert, kurz was man gemeinlich als Galikanismus bezeichnet, ist es, der schon sehr früh sich geltend macht und seinen Höhepunkt erreicht, als der französische Merus, ablenket von dem Wanz des Zemententomas Ludwig XIV. trotz aller Gegenarbeit der Päpste von dem königlichen Abolitionismus sich das Kückgrat brechen läßt.

Die schwerste Schuld aber hat Frankreich und der „allerdrücklichsten Nation“ auf sich geladen durch die Wegführung des Papstturns von Rom nach Avignon und die Festhaltung dortselbst für 70 Jahre, eine Periode, welche die Zeitgenossen als die zweite babylonische Gefangenenschaft gebrandmarkt haben. Denn die milchliche Lage, in welche das Papstturn dadurch geriet, die Finanzoperationen, zu denen es genötigt war, führten zu einer Korruption und in deren Gefolge zu

einer Wüstung des Papstturns und der Religion überhaupt, welche vollende durch das kirchliche Ediktum der abendländischen Kirche in der Zeit von 1378 bis 1417, wie denn ein Wert des vereweltlichten, nach Frankreich sich zu richtenden und von dort angeschickten Kardinalkollegiums, der Wurzelboden für den großen Abfall im 16. Jahrhundert geworden ist.

In ihrer ganzen Gewissenlosigkeit enthielt sich die französische Politik in ihrer Verbrüderung mit den Türken, während die Kirche in der richtigen Erkenntnis der großen Gefahr, welche dem Christentum und der ganzen abendländischen Kultur vom Halbmond drohte, alles anboten, um der Gefahr zu begegnen, war es die französische Politik, welche mit dem Islam sich verbrüdete, von Franz I. bis Ludwig XIV., während all der Zeit, da Westeuropa vor den Türkenkriegen litterte. Nicht bloß, Unterwürigung an Geld und Waffen war es, was Frankreichs „allerdrücklichste Nation“ den Großtürken lieierten. Die „allerdrücklichste Nation“, hat ein Geschichtsschreiber des osmanischen Reichs, „habe den abnehmenden Rand mit ihrem Vicht, nämlich dem Glanz des Goldes, wieder belebt.“ Wenden auch direkte Unterwürigung durch kriegerische Unternehmungen, insofern, als französische Seeressenen die Macht Teterreds in ihrem Vorteil gegen die Türken schmächten.

Zollen wir nach erzählen, wie Ludwig XIV. um seinen Kardinal Richelieu die relative Zustimmung Deutschlands erforderte und genötigt hat?

Es ist ein düsteres Bild, welches das Buch von Franko-Germannus vor unseren Augen entrollt: Die „älteste Tochter der Kirche“ als die verlorrene Selbstmät, immer nur auf den eigenen Vorteil bedacht und jederzeit bereit, diesem die Kirche zu opfern, schändlicher Handlung für all die zahllosen Wohlthaten, mit denen die Kirche Frankreich überschüttete; hat doch mehr als ein Träger der Tiera die „grande nation“ als das verhöhrteste Viechtinasland der Kirche behandelt.

Unter solchen Umständen steht man der Frage der Trennung von Kirche und Staat in Frankreich mit etwas anderen Gefühlen gegenüber; lieber eine Trennung, durch welche die Kirche wenigstens die ihr notwendige Bewegungsfreiheit bekommt als eine Verbindung, in der ihr die Röhre arkscht, aber die Hände gebunden und sie in den Armen des Abolitionismus erstickt wird.



und sie mit dem Feuerbrande der Vaterlandsliebe zubrennt, um ihr ferneres Wachstum zu verhüten. Das wäre eine Verlustarbeit, aber sie wäre des Schweiges aller aufrichtigen Vaterlandsfreunde wert. Die Katholiken würden mit Freuden die Hand zur Mitarbeit reichen, indem auch sie vor allem in der Presse und Vereinstätigkeit den Fanatismus auf ihrer Seite, wenn er sich irgendwo regen sollte, wegen des lieben Friedens unter den beiden Konfessionen unmaßsichtig bekämpften. Mit gemeinsamer Arbeit könnte also Deutschland dem Ungeheuer Scylla entrinnen und die ganze Energie sich dem roten Drachen Charybdis zuwenden, um zu verhüten, daß das Vaterland ihm zum Opfer falle. Wer aber die Gefahren nur vom politischen Parteistandpunkt aus betrachtet und die Gefährlichkeit der beiden Ungeheuer nach den politischen Vorteilen ermigt, welche aus dem Bündnisse mit einem der beiden erwachsen, wie es der Liberalismus tut, der ist schuld daran, daß Deutschland über kurz oder lang abermals dem Kulturkampfe anheimfällt, den Herr Superintendent D. Meyer schon vor Jahren schmerzvoll kommen sah. Es wird von dem schwarzen Ungeheuer Scylla zerfleischt werden, um dann nur um so sicherer dem roten Drachen als willkommenes Beute in den gefährlichen Netzen zu fallen. W.

### Politische Rundschau. Deutschland.

— Zur Bischofskonferenz in Fulda sind eingetroffen: Kardinal-Narkischof Dr. Kopp-Preolan, Kardinal Fischer-Rühl, Erzbischof Dr. Köber-Freiburg und die Bischöfe Dr. Korun-Erier, Dr. Dingelstad-Münster, Dr. Willi-Limbürg, Dr. Thiel-Ermland, Dr. Schneider-Paderborn, Dr. Köh-Donabrid, Dr. Rosenreiter-Stalm, Dr. Wikowski-Posen und Sedaprot Dr. Krone, Volmar.

— Die Sanierung des Reichsinvalidenfonds soll auf Anregung des Zentrums weiter verfolgt werden; die „Verf. Pol. Nachr.“ teilen mit: „Man wird jedenfalls in der Annahme nicht fehlgehen, daß im Etat für 1905 eine gleiche Entlastung vorzusehen sein wird. Vielleicht wird die Summe, die für Veteranenbeihilfe auszugeben ist, nur noch höher sein. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß von Jahr zu Jahr die Zahl der unterstützungsbedürftigen Veteranen, an die diese Beihilfen zu zahlen sind, wächst. Ingesamt sind an Kriegsteilnehmern, die keine Invalidenpension und auch sonst keine Unterstützung aus Dispositionsfonds beziehen, noch etwa 600,000 vorhanden. Mit den für 1904 ausgeworfenen Mitteln ist es möglich, nahezu 100,000, also etwa ein Zehntel der Veteranen, zu unterstützen. Es ist dies eine Zahl, die um etwa 20,000 höher ist als die im Etatsjahr 1903 unterstützte. Damit wird aber für die Folgezeit noch nicht zureichende geblieben sein. Wie gesagt, die Zahl der unterstützungsbedürftigen Veteranen wächst, und ihr muß sich die betreffende Etatforderung anpassen. Man hat die Jahresleistung, die in dieser Richtung für das Jahr 1905 nötig werden würde, auf 18 Millionen Mark berechnet, es würde demnach, da die Differenz für die fünf Jahre 1903 bis 1905 11 Millionen beträgt, mit einer Jahressteigerung von über 1 Million M. zu rechnen sein. Ob sonst noch neue Entlastungen des Reichsinvalidenfonds im Etat für 1905 vorzusehen werden können, steht dahin.“ Wir dürfen mit Genugtuung verzeichnen, daß unsere Anregung in voriger Woche so reich auf fruchtbaren Boden gefallen ist; der Reichstag wird bereit sein, an dem Werke der Erhaltung des Reichsinvalidenfonds fröhlich mitzuarbeiten.

— **Holprediger Dr. Rogge** ist einer der ältesten und schärfsten Mäpfer des Evangelischen Bundes; seit der Gründung desselben stand er auf dessen Seite und lobte auch am lautesten gegen Rom. Er trieb auch im Gustav Adolf-Verein eine Rolle, gibt sogar das Organ desselben für die Provinz Brandenburg heraus und macht auch in diesem stark den Kampf gegen Rom. Der „Evangel. Kirchenztg.“ ist dies aber doch ein wenig zu stark und sie floßt dem Herrn Prediger etwas auf die Finger, indem sie sagt: „Was will nur der Gustav Adolf-Verein? Will oder soll er den Kampf gegen die römische Kirche führen, oder soll er die evangelischen Brüder in der Diaspora stärken? Kampf gegen Rom ist gut; aber ist er die Aufgabe des Gustav Adolf-Vereins? Der Evangelische Verein der Gustav Adolf-Ziftung ist eine Vereinigung aller derjenigen Glieder der evangelisch-protestantischen Kirche.“ so lautet der Paragraph 1 seiner Grundstatuten, „welchen die Rot ihrer Brüder, die der Mittel des kirchlichen Lebens entbehren und deshalb in Gefahr sind, der Kirche verloren zu gehen, zu Herzen geht, und hat also zum Zwecke, die Not dieser Glaubensgenossen in und außer Deutschland, sofern sie in Vaterlande ausreichende Hilfe nicht erlangen können, nach allen Kräften zu heben.“ Er will also die Evangelischen in der Diaspora unterstützen; mit dem Kampfe gegen Rom und mit Kirchenpolitik soll er unverbunden bleiben. In diesem Sinne müßte auch seine Presse tätig sein. Aber der „Würtische Post“ wirkt im Geiste des Evangelischen Bundes. Diese Verquickung des Gustav Adolf-Vereins mit dem Evangelischen Bund kann dem Gustav Adolf-Verein keinen Segen bringen.“ Die „Kreuzztg.“ meint sogar, daß die Abgabe noch viel deutlicher ausfallen sein würde, wenn Holprediger Rogge nicht schon so alt sein würde.

— Die „Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Katholiken“ hat in ihrem letzten Aufruf zur Propaganda unter den Katholiken aufgefördert. Die „Post“ stellt fest, daß es sich hier um eine Propaganda handelt, die mit den evangelischen Grundtatsachen in unvereinbarem Widerspruch steht. Der Aufruf bittet nämlich „um Mitteilnahme von Adressen solcher Katholiken, bei denen voraussichtlich eine auf ihre Gewinnung für das Evangelium gerichtete Einwirkung Aussicht auf Erfolg hat.“ ... Wir müssen es für eine Annahme halten, sagt die Post, wenn die „Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums“ mit ihrer Katholikenmission das Werk Luthers fortzusetzen behauptet. Luther hat dem deutschen Volke das Evangelium wiedergebracht; er hat es mit Einsetzung seiner ganzen Kraft und seines Lebens verkündigt, aber jederzeit hat er sich mit Entschiedenheit dagegen verwahrt, es denen, die in ihrem alten Glauben bleiben wollten, auszuführen zu wollen. Das Vorhaben der „Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums“ ist nur geeignet, uns Evangelischen bei dem Kampfe gegen römisch-katholische Propaganda unser gutes Gewissen zu be-

einträchtigen und der ultramontanen Presse Vorschub zu leisten, wenn sie behauptet, daß wir Evangelischen mit solchen Werbungen, durch welche auf den Uebertritt der Katholiken zur evangelischen Kirche hingewirkt werden soll, unsere eigenen Grundtatsachen verleugnen.“ Es ist erregend, daß namentlich auch im protestantischen Lager solche Stimmen laut werden, welche die Art und Weise tadeln, womit die Katholiken nach dem Vorbilde des Herrn Sup. Dr. Meyer „abzuwinden“ versucht werden. Wenn die „Post“ von einer katholischen Propaganda spricht, so ist es unrichtig. Die Propaganda muß von beiden Seiten eingeleitet werden, soll der Friede unter den Konfessionen gewahrt und Erbitterung ferngehalten werden.

— Ein Erfolg des Zentrums auf dem Gebiete der Arbeiterfrage. In der Presse wird ein den Regierungen zur Begünstigung angelegener Entwurf von Vorschriften zum Schutze gegen Fleiwerkranke veröffentlicht. Der Entwurf sieht vor, daß die Arbeiter bei der Verarbeitung von Meißel oder anderen Meißelarten in trockenem Zustande mit den bleihaltigen Farbstoffen nicht in unmittelbare Berührung kommen dürfen und vor dem sich entwickelnden Staube ausreichend geschützt sein müssen. In diesem Punkte darf das Anreiben von Meißel mit Öl oder Firnis nicht mit der Hand, sondern nur auf mechanischem Wege in Behältern vorgenommen werden, die so vorgerichtet sind, daß auch bei dem Einfüllen des Meißel kein Staub in die Arbeitsräume gelangen kann. Dasselbe gilt von anderen Meißelarten. Jedoch dürfen diese Meißelarten in kleinen Mengen auch mit der Hand angerieben werden, wenn dabei nur männliche Arbeiter über 18 Jahre beschäftigt werden. Meißelarbeiten dürfen nicht trocken abgehoben, abgehoben oder abgeschliffen werden. Die zu bearbeitenden Gegenstände sind ausreichend anzufeuern, um die Entwicklung von Staub zu verhüten. Der Arbeitgeber hat dafür zu sorgen, daß die mit bleihaltigen Farbstoffen in Berührung kommenden Arbeiter während der Arbeit mit vollständig deckenden Arbeitsanzügen und einer Mütze bekleidet sind. Werden Arbeiter auf einem Bau, einer Werkstatt oder in einer Werkstatt mit Maler- und Anstreicherarbeiten beschäftigt, so muß für sie ein Raum zum Waschen und Ankleiden vorhanden sein. Dieser Raum muß sauber gehalten und bei kalter Witterung geheizt sein. In dem Raume müssen Wasser, zum Reinigen der Hände und Nagel geeignete Bürsten, Seife und Handtücher zur Verfügung gestellt werden. Die Seife muß geeignet sein, die bleihaltigen Farbstoffe von der Haut zu entfernen. Der Arbeitgeber hat die mit den bleihaltigen Farbstoffen in Berührung kommenden Arbeiter über die ihnen drohenden Gesundheitsgefahren zu belehren und ihnen zu diesem Zwecke bei Antritt des Arbeitsverhältnisses das Merkblatt sowie einen Abdruck dieser Vorschriften vorzulegen. Der Arbeitgeber hat Vorschriften zu erlassen, welche folgende Bestimmungen für die mit bleihaltigen Farbstoffen in Berührung kommenden Arbeiter enthalten müssen: 1. Die Arbeiter dürfen Branntwein nicht mit an die Arbeitsstätte bringen; 2. Die Arbeiter dürfen erst dann Mahlzeiten einnehmen oder die Arbeitsstätten verlassen, wenn sie zuvor die Arbeitskleider abgelegt und die Hände sorgfältig gewaschen haben; 3. Die Arbeiter haben die Arbeitskleider bei denjenigen Arbeiten, für welche es von dem Arbeitgeber vorgeschrieben ist, zu benutzen; 4. Das Rauchen von Zigarren und Zigaretten, das Schmecken und Mauen von Tabak während der Arbeit ist verboten. Außerdem ist in den zu erlassenden Vorschriften vorzusehen, daß Arbeiter, welche trotz wiederholter Warnungen den vorstehend bezeichneten Vorschriften zuwiderhandeln, vor Ablauf der vertragmäßigen Zeit und ohne Ankündigung entlassen werden können. Für Arbeiter, welche in einer Werkstatt oder auf einer Werkstätte händlich mit Maler- oder Anstreicherarbeiten beschäftigt werden und dabei regelmäßig bleihaltige Farbstoffe verarbeiten, gelten folgende Bestimmungen: Der Arbeitgeber hat die Ueberwachung des Gesundheitszustandes der Arbeiter einem der Gewerbe-Aufsichtsbeamten sowie dem zuständigen Medizinalbeamten namhaft zu machen und approbierten Ärzten zu übertragen, der mindestens einmal vierteljährlich die Arbeiter auf die Anzeichen etwa vorhandener Meißelkrankung zu untersuchen hat. Der Arbeitgeber darf Arbeiter, die einer Meißelkrankung verdächtig sind, zu Beschäftigungen, bei welchen sie mit bleihaltigen Farbstoffen in Berührung kommen, bis zu ihrer völligen Genesung nicht zulassen; solche Arbeiter, die sich den Einwirkungen bleihaltiger Farbstoffe besonders ausgesetzt erweisen, sind dauernd von der Beschäftigung auszuschließen. Der Arbeitgeber ist verpflichtet, zur Kontrolle über den Wechsel und Bestand sowie über den Gesundheitszustand der Arbeiter ein Buch zu führen oder durch einen Betriebsbeamten führen zu lassen. Er ist für die Vollständigkeit und Richtigkeit der Eintragungen, soweit sie nicht vom Arzt bewirkt werden, verantwortlich. Diese Forderungen entsprechen in allen wesentlichen Punkten dem, was seitens der Zentrumsabgeordneten im Reichstage gefordert worden ist; es ist zu wünschen, daß in nächster die entsprechenden Verordnungen erlassen werden.

Der Bund der Industriellen hat beim preussischen Eisenbahnminister um Ermäßigung der Eisenbahntarife nachgesucht. Begründet ist das Gesuch mit den großen Schädigungen, die der deutschen Industrie durch das Verlangen der natürlichen und zum Teil künstlichen Wasserströme infolge der anhaltenden Dürre erwachsen. Die Wasserströme müßten nach Ansicht des Bundes in erster Linie als Verkehrsmittel für die Industrie angesehen werden; sie werde daher anerkanntermaßen durch das Verlangen der Wasserströme auch in viel höherem Maße betroffen als die Landwirtschaft, die nicht auf den Bezug von Kohlen, Eisen, Holz und sonstigen Materialien in gleichem Maße angewiesen sei und die Wasserströme auch nicht in gleichem Maße für den Export fertiger Güter benutzen müsse. Ob das Gesuch Berücksichtigung findet, ist sehr zweifelhaft.

— Das „Leipziger Tageblatt“ hält es gar nicht für so schlecht, wenn die Sozialdemokratie mit dem Liberalismus gegen das Zentrum, genannt Ultramontanismus, Schulter an Schulter kämpfen würde. Sogar ein Ministerposten würde der Umsturzpartei zur Belohnung dafür winken. Anleitender Stelle besprechen wir diesen Artikel. Da möchte man doch glauben, daß die Sozialdemokratie schon blind und ungeschicklich sei. Gestern ist das Blatt wieder anderer Ansicht. Da schreibt es:

Sollten wirklich die Reichstagswahlen wieder und wieder neue Erfolge der Sozialdemokratie bringen, so wird natürlich eines Tages die Aenderung des Wahlrechts eine absolute Notwendigkeit. Man wird doch schließlich dem herrschenden Regime keinen politischen Selbstmord zumuten dürfen.

Daß die Sozialdemokratie keinen Abbruch erleiden würde, wenn sie die Liberalen zu Bundesgenossen bekäme, ist doch klar. Sie soll ihnen nur den Kampf gegen das Zentrum erleichtern und zur Regierungsfähigkeit verhelfen. Dann käme nach dem Kulturkampf ein neues Sozialistengesetz, weil das Rezept des Leipz. Tagebl. in dem Artikel „Scylla und Charybdis“ den „politischen Selbstmord“ empfiehlt. Und so selbstlos sind die Liberalen denn doch nicht.

— Die deutschen Farmer in Südwästafrika müssen höchst anspruchsvolle Leute sein, sie verjammelten sich in Windhut und beschloffen hierbei: „Die Farmer des Bezirks Windhut erklären sich bereit, die Tätigkeit auf ihren Farmen wieder aufzunehmen, sofern sich diese Tätigkeit auf vorbereitende Arbeiten erstreckt, die einer eventuellen Wiederaufnahme des Wirtschaftsbetriebes und dem Wiederbezug der Farmen notwendigerweise vorausgehen müssen, vorbehaltlich: 1) baldmöglicher Entschädigung für die durch den Herero-Aufstand erlittenen Verluste in einer Höhe, die ihnen gestattet, den Betrieb in bisheriger Weise aufzunehmen; 2) Ziderbeit für Leben und Eigentum; 3) vorläufige Verpflegung in angemessener Weise; 4) Anlieferung des allererstennotwendigen Baumaterials, Handwerkzeuges pp. auf die betreffenden Farmen; 5) Ueberweisung der nötigen Arbeiter; 6) sofortige Verachtung von Saat- und Pflanzgut; 7) künftlicher Ueberlassung einer bestimmten Anzahl Rühre und Hähnen aus den sich jetzt im Besitz der Truppe und der Regierung befindenden etwa 2000 Stück betragenden Rinderbeständen auf Konto der Entschädigung nach Schätzungswert, und zwar unter Berücksichtigung der Ansprüche der mitgeschädigten Farmer in anderen Bezirken des Aufstandsgebietes. Um diese Rinder überhaupt der Kolonie zu erhalten, erdient eine baldige Verteilung als dringend ration.“ Unter diesen Forderungen fehlt nur noch die eine, daß jeder Farmer auf Kosten des Reiches in Gold gefahrt werden müsse; das würde in den Mahnen dieses maßlosen Bundeszittels sehr gut paßen. Leute mit solchen Ansprüchen in den Kolonien sind für Deutschland gewiß kein Ruhm; diese werden auch nie imstande sein, ein Land zu kolonisieren. Man denke sich nur einmal, wie soll die Forderung „Sicherung für Leben und Eigentum“ im Sinne der Farmer durchgeführt werden? Man kann doch nicht jedem Farmer eine Festung mit einer Kompanie Soldaten zur Verfügung stellen! Daß Wörber und Tiede in der Kolonie gestraft werden, ist ganz selbstverständlich, das geschieht jetzt schon. Von welchem Geiste die deutsch-südwästafrikanischen Farmer befeelt sind, sieht man auch aus der Broschüre, die eben ein Mitglied der Farmerdeputation, die vom Kaiser empfangen worden ist, entbietet. Dieser Farmer — Schletterer ist sein Name — schreibt: „Wir stehen heute mit unserer Kolonialpolitik am Scheidewege, nach der einen Seite das Ziel: Gesunder Egoismus — praktisches Kolonisieren, nach der anderen Seite: Uebertriebene Menschlichkeit und vager Idealismus — vernünftige Gefühlsduselei. Die Hereros müssen jetzt zunächst beschlos gemacht werden, es darf auch nicht geduldet werden, daß sich wieder sogenannte Kapitane an die Spitze stellen. In diesem Zwecke müssen die jetzigen Stämmführer bestraft werden: die Männer, als Zühne für die nicht zu beschreibenden Greuelthaten mit dem Tode bestraft, die Weiber, wenigstens die Schwestern der Kapitäne und deren Kinder, in Staatsgewahrsam abgeführt werden, denn das Volk muß nicht nur als solches unmöglich gemacht, es müssen auch alle, jedes Rationalgefühl wieder erweiternden Faktoren beseitigt werden. Man muß den Hereros jetzt zur Arbeit zwingen, und zwar zunächst zu einer Arbeit ohne Entschädigung, nur für Befestigung... Das Gefühl christlicher Nächstenliebe sowie die Agitation der durch sie geleiteten Missionspartei muß zunächst mit aller Energie zurückgewiesen werden.“ Welch erschreckende Ansichten! Man kann sich jetzt ungefähr davon einen Begriff machen, wie die deutschen Ansiedler in Südwästafrika haufen, wenn sie solche unmenschliche Ideen vertreten. Es würde eine Schande für das christliche und zivilisierte Deutschland sein, wenn es auf solche Vorschläge eingehen würde. Jedenfalls wird das Zentrum dieselben auf das Entschiedenste bekämpfen. Die Farmer verdrängen durch ein solches Auftreten den geringen Rest der Sympathie, die sie in unseren Kreisen besitzen haben. Wenn sie mit der Auswanderung drohen, lassen wir sie ruhig ziehen; an solchen Leuten ist nicht viel verloren, wie die Farmer bei anderer Gelegenheit versichern, so würde es in der Tat unbegreiflich sein, wenn sie diese verlassen wollten; wenn sie in einer anderen afrikanischen Kolonie sich niederlassen, finden sie auch keine staatliche Unterstützung! Ein solcher Schredenszug kann deshalb keine Wirkung tun!

### Oesterreich-Ungarn.

— Kaiser Franz Josef kam am 16. d. M. nachmittags 1/2 Uhr in Wartenbad an und wurde vom König Eduard, auf dem Bahnhofe begrüßt. Die Stadt war festlich geschmückt. Bei dem Empfang des Kaisers auf dem Bahnhofe war auch Abt Helmer von Tepl anwesend. Die Begrüßung der beiden Monarchen war eine überaus herzliche. Impofant war die von den Gemeindevorsetzungen, Vereinen, Genossenschaften, vor allem aber von den Veteranen, Schützen und Feuerwehren besorgte Spalierbildung bis zum Hotel Eugensland, wo der König wohnte. Die Empfangsfeierlichkeiten fanden im Rarmorfaal des Kurhauses statt. Die Illumination der Stadt und Umgebung am Abend war glänzend. Dem Kaiserdiner im Hotel Weimar war auch Abt Helmer beigezogen worden. Mittwoch früh reiste der Kaiser nach Karlsbad, wo ebenfalls großartige Vorbereitungen zu seinem Empfang getroffen werden.

— Am 16. d. M. wurde in einer Konferenz in vollem Einvernehmen zwischen den beiden Regierungen die endgültigen Instruktionen für die österreichisch-ungarischen Delegierten für die Handelsvertragsverhandlungen mit Italien festgesetzt. Die Delegierten begeben sich am 17. d. M. nach Ballombroia.

— Der Botschafter beim Vatikan Graf Szecsen soll eine Besprechung mit dem vom Urlaube zurückgekehrten Minister des Aeußern Grafen Goluchowski über das Protektorat im Orient gehabt haben. Man will wissen, daß seitens



der Kurie tatsächlich in Wien in nicht offizieller Weise angefragt worden sei, ob Oesterreich-Ungarn zur Uebnahme des Protektorats über die Katholiken im Orient bereit wäre. Eine Antwort sei noch nicht erteilt worden.

### Türkei.

Im Oberkommando der Internationalen Gendarmerie in Mazedonien sieht eine Krise unmittelbar bevor. General Di Giorgis beabsichtigt, seine Entlassung einzureichen. Er hat sich gegen eine weitere Vermehrung der fremden Offiziere in Mazedonien ausgesprochen, während die Ententemächte Rußland und Oesterreich unbedingt auf Vermehrung derselben bestehen. Das hat diesen verlezt.

### Deutsch-Südwestafrika.

General von Trotha meldet aus Samatari vom 12. August: Der Angriff wurde am 11. August früh mit vollem Erfolge begonnen. Major von Wühlensfels, welcher für den mit seinem Pferd schwer gestürzten Oberleutnant Mueller dessen Abreitung übernommen hatte, warf nach sehr heftigem Kampfe den Feind bis Samatari zurück und nahm den Ort. Die Abteilung v. d. Hende verblieb, mit starken feindlichen Kräften sich gegenüber, während der Nacht vom 11. bis 12. August 15 Kilometer nordöstlich Samatari. Die Abteilung Storff warf den bei Ojologombe befindlichen Feind in westlicher Richtung zurück. Die Abteilung Teimling vertrieb morgens die Hereros unter Michael aus Omweroumie, erganz sich, durch Omweroumie vordringend, den Bach, und nahm abends die verkannte Station Waterberg. Diese wird zur starken Militärstation für Stappen zweck eingerichtet. Alle Abteilungen verblieben dem wie derholt noch bei Dunkelheit angreifenden Feinde gegenüber in vollster Gefechtsbereitschaft. Teimling setzte am frühen Morgen des zwölften seinen Marsch auf Samatari fort und traf gegen 9 Uhr vormittags ein. Der Feind, der mit an herodotischer Jähigkeit kämpfte, erlitt trotz sehr gewandter Aufstellung im dichtesten Dornbusch schwere Verluste. Tausende von Vieh erbeutet. Zerstreut und im Rückmarsch nach allen Seiten begriffen, bewegt sich die Hauptmasse des Feindes nach Osten, wohin ich ihn den Abzug mit den vereinigten Abteilungen Teimling, Wühlensfels und Hende verfolgen werde, wobei Storff von Norden her mitwirkt. Die Abteilungen Hiedler und Volkman, welche am gestrigen Kampfe teilnahmen, verhinderten ein Ausweichen des Feindes in nördlicher und nordwestlicher Richtung. Die Truppen haben unter den größten Anstrengungen und Entbehrungen mit höchster Bravour gekämpft. Diesseitige Verluste: Von Abteilung Mueller: Hauptmann Gausler, Leutnant Graf Armin und Leutnant Leprow sowie 10 Mann tot, schwer verwundet Oberleutnant Streccius, Schuß Schuler, Leutnant Febr. v. Watter, Schuß linke Schulter, sowie 12 Mann, leichtverwundet Major v. Wühlensfels (Schuß am Halse, bleibt bei der Truppe) und 18 Mann. Von Abteilung Hende: Oberleutnant v. Felow und 7 Mann tot, Major Osterhaus und 12 Mann verwundet, 2 Mann vermisst. Von Abteilung Storff: Leutnant Seebach tot, Leutnant Kunkel und 10 Mann verwundet. Von Abteilung Teimling: 2 Mann tot, mehrere verwundet. Das Hauptquartier war bei Abteilung Wühlensfels und begleitet diese zunächst auch weiter.

### Aus Stadt und Land.

(Mitteilungen aus unseren Bezirken mit Namensnennung für diese Rubrik sind der Redaktion allegro willkommen. Der Name des Meldenden bleibt Geheimnis der Redaktion. Anonyme Zuschriften müssen unberücksichtigt bleiben.)

Dresden, den 17. August 1904.

— Kaiser und Bischof. Wie eine Seezunge zieht sich das von der „Deutschen Wacht“ publizierte Gespräch zwischen Bischof und Kaiser dahin. Monate sind seit dem Erscheinen des vollständig aus den Fingern gegangenen Artikels vergangen und dennoch wird er immer weiter kopiert und macht durch die ganze Presse die Runde. Man fragt nicht, ob der Inhalt wahr ist, sondern nur, ob er dazu angetan erscheint, der Heise gegen die katholische Kirche zu dienen. Nun fand dieser Artikel sogar Aufnahme in der „Meyer Zeitung“. Das war denn doch zu stark. Das bischöfliche Generalvikariat mußte nun Stellung nehmen, wenn er unwahr ist. Es sandte ein Schreiben an die „Meyer Zeitung“ folgenden Inhalts:

Sie bringen in Nr. 184 Ihres Blattes vom 10. August l. J. unter dem Stichwort: „Der Kaiser und der Bischof“ einen Bericht über die Unterredung Seiner Majestät mit dem hochwürdigsten Herrn Bischof bei Gelegenheit des letzten Allerhöchsten Besuches in Weg. Wir sind ermächtigt, zu erklären, daß der ganze Bericht auf Erfindung beruht und daß Seine Majestät nicht einen einzigen der angeführten Sätze gesprochen habe. Ich erlaube die Redaktion, vorstehende Berichtigung in der nächsten Nummer Ihrer Zeitung aufnehmen zu wollen. Das bischöfliche Generalvikariat: J. A. D. Wagner, Domkapitular.

Die „Deutsche Wacht“ hat bisher noch keine Notiz von der offiziellen Richtigstellung genommen. Sie duplierte ihre Fehler, sie hat sie nunmehr auch aufzuklären. Ob sie den Mut hat, ihnen offen und ehrlich zu sagen, daß sie dieselben auf den Holzweg geführt hat, und daß ihre Freunde, welche die Sprache des Kaisers veruschte, eitel Mumpis war?

— Herr Landgerichtspräsident Dr. Müller hat einen vierwöchentlichen Urlaub angetreten und wird während dieser Zeit von Herrn Landgerichtsdirektor Oberjustizrat Dr. Faden vertreten.

Ein Schmerzstind für die Verwaltung ist bei der gegenwärtigen Trockenheit der königliche Große Garten mit seinem großen und wertvollen Baumbestand. Seit ja 8 Wochen liefert das eigene Wasserwerk des Parks täglich allein 120 Kubikmeter Wasser zur Versperrung der hauptsächlichsten Rasenflächen, Boskette und Blumenparterres. Zahlreiche Arbeiter und Arbeiterinnen sind von früh bis abends fast ununterbrochen tätig, den dürstigen Pflanzen das erfrischende Naß zu spenden, um die zum Teil recht kostbaren und alten Parastüde der Dresdner Gartenkunst vor dem Vertrocknen zu schützen. Auf diese Weise ist es wenigstens der Gartenverwaltung unter der Leitung des Herrn Obergartendirektors Bouché gelungen, den das Herz des Stodes bildenden prachtvollen Ziergarten am Palaisreich in voller Frische und Farbenpracht zu erhalten, während in den Seitenteilen des Großen Gartens der Einfluss der sengenden Sonnenstrahlen und der Mangel an Regen sich bereits an manchen Stellen in bedauerlicher Weise bemerkbar macht. Der Palaisreich und der Carolasee werden bekanntlich von der Reichbahn gespeist, doch diese natürliche Zulieferung hat nahezu aufgehört, da die am Oberlauf des

Bächleins wohnhaften zahlreichen Gärtner vielfach das Wasser abfangen und für ihre Gärtnereien verwenden. Infolgedessen muß die Wasserleitung des Großen Gartens auch noch ihr kostbares Naß mit an diese beiden großen Wasserbeden abgeben, um einen allzu großen Mangel des Wassers resp. ein Schlechtwerden desselben zu verhindern, da sonst der reiche Rasenbestand gefährdet würde. Glücklicherweise funktioniert die Wasserleitung des königlichen Großen Gartens noch ganz vorzüglich.

Die Kaufmannsgerichte werden jetzt in den Kreisen der Kaufleute aktuell, handelt es sich doch darum, auf das Ortsstatut Einfluss zu erhalten. Nach dem Gesetz betr. Kaufmannsgerichte sind vor Errichtung des Ortsstatuts die Angehörigen des Standes zu hören. Während nun von den Prinzipalen nichts oder nur wenig verlautet, beschäftigen sich die Handlungsgesellen eifrig mit der Sache. Bis jetzt haben nur wenige Städte das Verlangen nach Auskunft seitens der Beteiligten gehabt, nach der Jurisdiktion der Mitglieder der Kommunalverwaltungen aus den Kreisen dürfte dies anders werden. Der Verband Deutscher Handlungsgesellen zu Leipzig hat verschiedene Punkte aufgearbeitet, die er ins Ortsstatut aufnehmen lassen möchte. Einer dieser Punkte betrifft das Wahlverfahren. Der genannte Verband tritt bei der vorgeschriebenen Proportionalwahl für eine Berücksichtigung der Stimmenzahl ein, so daß also nicht das Zentrum der gebundenen Witen einseitig wird. Bei dem letzteren werden nur die geändert eingegangenen Witen der Kandidaten gezählt, im anderen Falle wird die auf einen Kandidaten gefallene Stimmenzahl berücksichtigt. Das System der gebundenen Witen ist bei dem Gewerbegericht in München eingeführt, die Bewertung der Stimmenzahl findet sich in den meisten anderen Städten mit Proportionalwahlen. Dann tritt er auch für eine möglichst erleichterte Legitimation des Wählers ein. Außer dem Nachweis seines Alters und der deutschen Staatsangehörigkeit hat der Wähler auch noch seine Eigenschaft als Mannmann bezw. Gehilfe nachzuweisen. Hier soll eine Form gefunden werden, die diesen Nachweis vereinfacht. Wenn Wählerlisten aufgestellt werden, löst sich dies ermügend, doch sehen einige Städte von Wählerlisten ab und prüfen die Legitimation des Wählers erst beim Wahlakte. Die anderen Punkte betreffen die Zahl der Prüfer und Erklämer, die Einberufung der Prüfer, die Festsetzung der Entschädigung der Prüfer, den Wahltermin u. a.

Die Verhandlung gegen den Geh. Kommerzienrat Victor Sabu findet nunmehr am kommenden 7. September vormittags 9 Uhr vor der 3. Strafkammer des hiesigen königlichen Landgerichts unter dem Vorsitz des Herrn Landgerichtsdirektor Abba statt.

Seit ca. 14 Tagen befindet sich der Inhaber eines hiesigen Detektivbureaus, der sein Geschäftsbüro in der inneren Stadt hatte, auf Anordnung der königlichen Staatsanwaltschaft in Haft. Er befindet sich deshalb in Untersuchung, weil ihm unzulässige Manipulationen bei seinem Geschäftsbetriebe zur Last gelegt werden. Die Voruntersuchung nimmt einen größeren Umfang an, da die königliche Staatsanwaltschaft und der Untersuchungsrichter die ganze Geschäftsführung des Verhafteten von Anfang an einer genauen Prüfung unterziehen, um Klarheit über einzelne Fälle zu erhalten. Der „Detektivbureaudirektor“ ist gelernter Bäcker. Eigentümlicherweise sind in der letzten Zeit zahlreiche Detektivbureaus in Dresden wie Pilze aus der Erde geschossen.

Fallgelehrter. Auf einem Neubau in der Carolinentraße stürzte vorgestern ein Zimmermann infolge eines Fehltrittes aus einer Höhe von etwa 9 m dem Gerüst herab. Er hatte eine Gehirnerschütterung, eine Kopfverwundung und mehrere Rippenbrüche erlitten und wurde in das reichlichstehende Krankenhaus gebracht.

Weihen. Beim Uberschneiden stürzte Montag in Zornowitz der besagte Wirtschaftsbesitzer Peter aus Oberwarso unglücklich von der Leiter, daß er einen Bruch der Wirbelsäule erlitt und nach kurzer Zeit starb.

Chemnitz. Von den für das 6. Wettinbundesfest in besonders künstlerischer Ausführung geplanten Festmessen wurden am Montag von verschiedenen Städten schon 95 Stück erworben. Weiter stießen sich Peter die Herren Knöfel Jitta, Richter Schmiedberg, Geh. Rönne l. V., Bischof Hartenstein, W. Günna und Emil Günna Hartenstein, Mary Dresden.

Glauchau. Ein schwerer, durch ein Motorrad verursachter Unfall ereignete sich zwischen Reuboldsbain und Jerian. Auf diesem Wege begabte ein beladenes Geschirr des Gutsbesizers Forja aus Pfaffroda einem Motorradfahrer. Als dieser nun sein Warnungssignal abgab, wurden die Pferde scheu und jagten mit dem Wagen die Weidung hinab. Die Folge war, daß die Pferde niederstürzten, eines von ihnen verletzt und der Wagen vollständig zertrümmert wurde, während der Geschirrführer einen Knöchelbruch davontrug. Unbestimmt um den Unfall lenkte der Motorradfahrer seine Fahrt fort.

Mamen. Das diesjährige „Festspiel“ wird vom 22. bis zum 25. d. M. in der Weise abgehalten, daß Montag und Donnerstag mittags 1 Uhr der große Anzug der Schulfinder nach dem in diesem Jahre erstmalig in erweiterter Anlage benutzten Festplatz erfolgt, während Dienstag Schauturnen und Mittwoch das Fegebüchlein der Lehrer um stattfinden wird.

Pausen. In zwei hiesigen größeren Etablissements erkrankten sich Dienstag vormittags Anglistische. In einer Eisenwerkerei und Maschinenfabrik erkrankte ein Arbeiter am Stischlag und wurde mittels Tragbahre nach dem städtischen Krankenhaus gebracht; in das Stadtkrankenhaus mußte ferner der Arbeiter Hübner übergeführt werden, welcher in der Waggonfabrik während des Ladereinsens vom Tische herabgefallen war und durch den Sturz bewußtlos blieb. Er schien innere Verletzungen erlitten zu haben.

Pausen. Abermals ist hier ein Schwindler aufgetreten, der sich Gustav Arndt aus Lommach genant und vorgegeben hat, daß er in einer hiesigen Buchdruckerei als Schriftsetzer Stellung gefunden habe. Der Schwindler hat sich hier eingemietet und ist dann wieder verschwunden, nachdem er einen Tag gewohnt und dieselbe gegessen hatte; auch hat er sich noch von seinen Wirtsleuten Geld geben lassen, unter dem Vorgeben seine Sachen abholen zu wollen.

Der Unbekannte ist etwa 50 Jahre alt, von kleiner Statur, hat breites Gesicht mit Blatternarben und trägt eine Brille; er hat einen blonden Schnurrbart und kurzgeschorenes Haupthaar, vorn mit Glatze; überdies ist der Mann ansehnend etwas ausgewachsen.

Pausen. Das in der Nacht vom Sonnabend von hier aus bemerkte Feuer in der Richtung des Czorneboh war in Obercrumwalde, wobei das Wohnhaus der Witwe Richter vernichtet wurde. Es liegt Prandflistung vor, ebenso wie bei einem einige Tage vorher dabeilbst vorgekommenen Brandfalle, bei welchem zwei Gebäude zerstört wurden. Der Prandflüter ist noch nicht ermittelt. Am 31. August und am 1. September wird in dem Gelände östlich von Pausen ein Schachbühnen der Feldartillerie stattfinden und zwar am 31. d. Mts. durch das 1. Feldartillerieregiment Nr. 18, am nächsten Tage durch das 4. Feldartillerieregiment Nr. 12. Das Schachbühnen befindet sich westlich von Trebia und östlich der Orte Kunzdöb, Purzdöb und Kleinbaußen. Sämtliche hiesigen Militärvereine werden im Stadttheater vom 17. September an eine Reihe Aufführungen der Nationaltheater „Deutschlands 19. Jahrhundert“ veranstalten; die Vorbereitungen zu diesen unangenehmen Festspielen haben bereits begonnen. Ein etwaiger Meinungsunterschied wird dem Fonds zur Errichtung eines Denkmals für den verewigten allerböchsten könig Albert in unserer Stadt zu geführt werden.

### Vereinsnachrichten.

Chemnitz. Montag, den 21. August, abends 7 1/2 Uhr findet im Vereinslokal des katholischen Gesellenvereins „Friedrich Hof“, Brandstraße, eine Vertrauensmänner-Versammlung des Kolledereins l. d. L. D. statt, wogu alle Herren Vertrauensmänner hierdurch freundlich eingeladen werden.

### Der Krieg in Ostasien.

Bei den Russen ist Tapferkeit, aber kein Kriegsglück. Nach dem kurzlichen Erfolge des fünften Hottan Durchbruchs von Port Arthur sind in den letzten achtundvierzig Stunden die Unglückschläge hagelnd auf die russische Flotte in Ostasien niedergefallen. Wenn etwas in der Hoffnung berechtigte, daß das Unternehmen des Admirals Witt hofft, wenigstens einen guten Teil der Port Arthur Flotte nach Wladiwostok zu bringen, gelingen werde, so war es die Annahme, daß das flinke Kreuzergeschwader Wladiwostok, welches durch seine überaus raschen Bewegungen den Japanern schon so viel ernste Verlegenheiten bereitet hatte, den aus Port Arthur kommenden Schiffen auf halbem Wege zu Hilfe eilen könnte.

Diese Hoffnung erwies sich aber leider als trügerisch, denn die kleine Flotte erlitt einen empfindlichen Verlust durch Untergang des „Kuril“ nach fünfständigem Kampfe mit der Flotte des Admirals Stannura.

Noch wissen wir wenig über den Verlauf des Kampfes auf hoher See, der die unmittelbare Folge des Entschlusses war. Wohl aber wissen wir, daß die russische Flotte in alle Winde zerstreut wurde und überaus schwere Verluste erlitten hat. Eine Anglistischebohrschiff löst die andere ab. Auch der Kreuzer „Kowit“, ansehnend das beste und am besten geführte Schiff der Flotte, soll verloren sein. Und zu allem dem die Niederlage des Kreuzergeschwaders aus Wladiwostok, das den Japanern seit langen Wochen so gefährlich und unbearbeitbar war. Mit diesem Misserfolge scheint auch das Schicksal der Schiffe des Port Arthurgeschwaders besiegelt zu sein, die der Verfolgung nach der Seezucht vorläufig entkommen waren und deren Aufenthalt noch unbekannt ist. Wohin sollen sie sich retten? Der Weg nach Wladiwostok ist sichtlich gesperrt und zu weiterer Kriegstätigkeit fehlen die Mittel. Was nicht den Japanern noch nachträglich in die Hände fällt, wird vermutlich neutrale Mächte aufsuchen müssen und dort entwarfnet werden.

So hat sich in den letzten Tagen ein plötzlicher Wechsel der Stellung auf dem Kriegsschaubrette vollzogen, der die russischen Seestreitkräfte mit der vollständigen Vernichtung bedroht.

Indessen domieren die Belagerungsgeschichte vor Port Arthur ununterbrochen, schon über hundert Stunden bei Tag und Nacht. Immer enger schließt sich die ferne Artillerie der japanischen Batterien um die bedrohte Stadt, welche eine unangenehmer Eisenbühl erschüttert. Schon sind außer dem „Lissa“ und der „Berwick“ „Lessa“ und „Vladimir“ in den Händen der Japaner und kein Abend vergeht wohl nicht, an dem der tapfere Kommandant Tschiffel, wenn er von der Höhe des Goldenen Berges die immer näher heranrückenden feuerbedrohenden Angestime des Feindes überdauert und die Erde unter dem Schalle der feindlichen Geschütze erschauern sieht, sich nicht fragt, ob die nächste untergehende Sonne auf den Schanzen von Port Arthur noch die russische Flagge sehen werde.

Die Japaner schweigen beharrlich über die Kampfe von Port Arthur, ein Beweis, daß sie bisher keine Erfolge zu verzeichnen haben.

Tailu Telegramm meldet aus Singapur vom 11. d. M. Admiral Ratnowitsch, der schwer am Kopf und an den Beinen verwundet ist, lie im Hospital zu Singapur mit vorwiegendlichem Erfolge operiert worden und befindet sich jetzt außer Gefahr. Der Japarewitsch sei wertlos geworden.

Die Offiziere des Japarewitsch halten die Belagerung aufrecht, ein japanisches Zerstörerboot sei vor aller Augen während der Seezucht vom 10. August gesunken.

Der Gouverneur des Mandchounggebietes, Kapitän zur See Truppel, meldet aus Singapur, daß am 15. d. M. die Desarmierung aller im dortigen Hafen liegenden russischen Kriegsschiffe, nämlich des Unierschiffes Japarewitsch sowie der Torpedoboote „Pezumna“, „Geyorditadun“ und „Pezristidun“ erfolgt ist.

Tschiu, 16. August. (Meldung des Reuterschen Bureaus.) Die russische Flotte ist heute abend 9 Uhr nach Port Arthur zurückgekehrt. Ein Zusammenstoß mit der japanischen Flotte ist nicht erfolgt.

Petersburg, 16. August. Eine Mitteilung des Generalstabes besagt: Nach den letzten Nachrichten sind in der Lage der kriegführenden Armeen in der südlichen Mandchurei keine Veränderungen eingetreten. Die Bewohner klagen über Gewalttaten der Japaner und verlassen deshalb die Dörfer.







Aus Stadt und Land.

Für Donnerstag und Freitag ist, wie bereits mitgeteilt, das Sächsische Hofkapell-Vierertel zur Mitwirkung bei den Abendkonzerten im Ausstellungspark verpflichtet worden. Das Quintett, dem ein guter Ruf vorausgeht, ist in diesem Sommer in Konstanz, Köln, Donaueschingen usw. aufzutreten und hat überall vollste Anerkennung gefunden. Es ist nicht die Qualität des einzelnen Sängers, welche die Stärke dieses sächsischen Quintetts ausmacht, sondern der Ensemblevortrag dieser Künstler, die mit 2 in Herzen zu singen wissen, die den Intentionen unseres Volksliedes, insbesondere des Trölers, gerecht werden, die uns bis zu Tränen zu rühren vermögen und ein herzhaftes Lachen hervorzuzaubern können. Sie halten die Zuhörer im Sinne vom ersten bis letzten Akkord. Eine Spezialität dieser Sänger sind die Liedervorträge, die das Publikum stets zu lautem Jubel hinreißen und das Quintett zu immer neuen Zugaben veranlassen.

Der Festausflug für das große Plauenfest, welches am Sonnabend den 3. September, von nachmittags 5 Uhr an auf der Präluden Terrasse stattfindet, hat seine Arbeiten für das Fest nach der Beendigung der Ferien sofort wieder aufgenommen. Für die Veranstaltung hat sich ein Ehrenkomitee gebildet, das sich aus zahlreichen Persönlichkeiten der ersten Kreise zusammensetzt, welches achtzig der hervorragendsten Namen der Meidenschaft nennt, während den Ehrenvorsitz Herr Oberbürgermeister Ventler übernommen hat. Die Beteiligung der hervorragenden Vereine und Gesellschaften Dresdens ist ebenfalls gesichert. Mittele dieser Woche gelangen die sämtlichen ausgearbeiteten Programme für das Fest zur Fertigstellung. Der Eintrittspreis beträgt inklusive Souper 10 Mark und ohne Souper 6 Mark pro Person. Zeichnungen für Souperplätze werden bereits jetzt im Bureau des Vereins zur Förderung Dresdens und des Fremdenverkehrs am Hauptbahnhof entgegengenommen, wofür auch Eintrittskarten erhältlich sind.

Voderin. In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag überfiel ein Feuer zwei Wirtschaftsbauwerke, einem hiesigen Rahmungsbesitzer gehörig, ein.

Veipis. Die Wahl des Geheimrats Mitglied zum Leiter der hiesigen Unversität hat die allerhöchste Genehmigung erhalten. Der Akkordvertrag ist nach beiderseitigen Nachgeben beendet worden. Einem Arbeiter in einer Plagwitzer Holzfabrik sprang beim Zerhacken von südamerikanischen Holzern aus einer Spalte des aufgerissenen Stammes eine große Saage oder Wädhmaschine entgegen, welcher augenblicklich die mit einer langen Seereife verbundene Spinnerei nicht im geringsten geschädigt wurde.

Vauben. Nachdem am Sonnabend früh, wie gemeldet, in Pöschel ein größeres Feuer zu bekämpfen war, entstand in der Sonntagnacht abermals ein umfangreicher Brand in dem nahe bei Pöschel gelegenen Dorfe Jentzsch, woselbst dem Gutsbesitzer Lehmann das ganze, aus mehreren Gebäuden bestehende Besitztum völlig niederbrannte. Die Pöschener Landwehr rückte gegen 1 Uhr nachts zur Hilfe

nach Jentzsch ab; auch aus den umliegenden Dörfern waren die Feuerwehren herbeigeeilt. Ueber die Entstehungsursache dieser Brände ist die Untersuchung eingeleitet worden.

Vauben. Infolge der andauernden Hitze und Trockenheit droht den Wädhungen wie den Wädhern an den Eisenbahnstrecken fortgesetzt Brandschäden durch Funkenflug. So entstand Sonntag nachmittag aus dieser Ursache bei Neu Pöschel an der Pöschel-Wädhener Strecke, ein Waldbrand und ein Wädhungsbrand bei Jentzsch, an der Dresden-Wädhener Strecke; beide Brände nahmen zum Glück keine größere Ausdehnung an, sie konnten bald unterdrückt werden.

Viebis. Sonntag vormittag fiel hier eine Menge seine dem Feuer zum Opfer.

Möster St. Marienstern. Wie das „Mammyer Lächel“ meldet, finden die diesjährigen Wädhern von allen Pöschelern die hierigen Erntedankfesten Anfang September, demnach statt. Am den Wädhern an Futter für die Pferde vorzugehen, soll das nötige Quantum aus den Wädhungen mitgeführt werden. Wie verlautet, wird der Wädhern während des Wädhens im Möster St. Marienstern Absteige angesetzt werden.

Aus der Südländ. In dem fünften Nordböhmischen Katholikentage zu Barnsdorf wird uns von einem Teilnehmer geschrieben: Die Beteiligung aus der Südländ war eine sehr gute. Alle katholischen Männervereine waren bis auf einen offiziell vertreten, einzelne in recht starker Zahl. Mitteln über 60, Meidernau 30 Mann. Diese Vereine hatten auch Jahrespreisermittlungen für ihre Mitglieder besorgt. Jedermann war sich bewußt, heute köhrt zu etwas Erdentliches. Schon der großartige Festzug mit seinen 22 Fahnen wirkte erbebend. Aber erst die Zeitpredigt, welche Vater Pöschel aus Mariastein (ein „Leibhaftiger Jesu“) hielt, brachte die Liebe und die Begeisterung für unsere heiligen Glauben voll zur Geltung! Wenn wir heute nichts mehr hören, sprach ein Landsmann zu mir, diese Predigt allein war es wert, daß wir nach Barnsdorf gegangen sind. Jetzt befreite ich, warum die Jesuiten so sehr gehäßt und verfolgt werden. Wer mit so schlichten Worten, die dem einfachen Mann aus dem Volke verständlich sind, unsere heiligen Glauben verteidigt, ohne Andersdenkende zu verletzen, aber mit unumstößlichen Beweisen, die die Nichtigkeit einmal annehmlicher Behauptungen beweist, der wird, in der auch vom Gegner gehäßt werden. Er muß verstanden, in den Augen des Volkes herabgewürdigt werden, ja er muß mit dem dicken Mantel des Ausnahmestandes von der Grenze ferngehalten werden. Mit diesen Beweismitteln bekämpfen unsere Gegner ihre kolossale Schwad. Das ist mir in Barnsdorf am Sonntag so recht klar geworden. Aber unverständlich bleibt es, wie ein Pöschel eines katholischen Männervereins zu antworten wagt, als er gefragt wurde, ob sein Katholiker Verein auch nach Barnsdorf gehe: „In Barnsdorf werden nur österreichische Verhältnisse beprochen, die haben für uns kein Interesse. Deshalb bleiben wir fern.“ Von den vielen schönen Reden in der Hauptversammlung waren unstreitig die Reden vom Meidstaasabgeordneten W. Erzberger über „Kultur und Christentum“

und „Die Sorge für die der Schule entwachsene Jugend“ von Pöschel-Katholikener Pöschel aus Wien die glänzendsten, ohne die anderen Reden oder Redner in den Schatten stellen zu wollen. Die Katholiken befreiten sich auch, warum unsere Zentrumspartei gehäßt wird. Gebäht von denselben Leuten, welche unsere heiligen Glauben hassen. Wenn das Zentrum Männer wie Erzberger zu seinen Mitarbeitern zählt, die mit solcher logischer Schärfe die höchsten Güter der Menschheit, die „christliche Kultur“ öffentlich verteidigen, da wird man begreift nicht nur für wahres Christentum, sondern auch für unser deutsches Zentrum. Diese edle Begeisterung werden wir südländischen Katholiken bei der nächsten Meidstaaswahl öffentlich mit dem Stimmzettel in die Tat setzen. Gedacht dies, so ist der fünfte Nordböhmische Katholikentag nicht spurlos an uns Südländern vorbeigegangen. Ein Katholikentag, an dem immer er abgehalten wird, bietet für den Zuhörer immer etwas Interessantes, gleichviel ob er dem Staatsverbande angehört in welchem er abgehalten wird, oder nicht.

Bemerktes.

Ueber den Brand des Wädhens in Straßburg in der Sonnabendnacht schreibt die „Straßb. Post“: Wo und wie der Brand entstanden ist, darüber lassen sich Angaben noch nicht machen. Es wird aber angenommen, daß der Feuer in einem Wädhensschiff ausgetreten ist. Durch diesen Schiffsbrand führt nämlich der große Stamm der dort unter liegenden Anstaltskinder. Das Geschick liegt nicht am Stamm, so daß man wohl nicht schließt, wenn man die Ursache des Brandes auf eine idiosyncratische Stelle im Stamm zurückführt. Das Feuer hat mit einer geradezu unheimlichen Geschwindigkeit um sich gegriffen. Der Lehrer an dem Wädhensschiff vernahm ein Knistern und Prasseln, welche rasch die Staben und ließ die anderen Abteilungen benachrichtigen. Das waren alles nur Augenblicke, in denen sich dies abspielte, und schon stand der ganze Dachstuhl des südlichen Flügels in Flammen. Direktor Scherer erzählt, daß er um kurz vor 11 Uhr durch einen Ausblick überzogen habe, daß alles in Ordnung sei, und wenige Minuten darauf brante schon der Dachstuhl eines Lagerschiffes nieder. Vor allen Dingen war man nun darauf bedacht, die Kinder zu retten, was auch vollkommen gelang. Unteroffiziere und Mannschaften des 51. Infanterieregiments, die aus der nahe gelegenen Kaserne herbeigeeilt waren, leisteten hier gute Dienste. Bei einer sofort vorgenommenen Ablung wurde das Aehlen eines Kindes bemerkt, eines kaum sechs-jährigen nervösen Geschöpfchens. Direktor Scherer begab sich sofort in den brennenden Schiffsraum, wo schon die Flammen durch die Decken liefen, und rettete das arme Kind vom sicheren Tode. Die Kleine hatte sich vor Angst unter ihre Bettdecke verkrochen und war so unbemerkt geblieben. Eine Ablung ergab die vollständige Anwesenheit aller 195 Flüglinge. Inzwischen war das hellauflodernde Feuer vom Wädhensschiff bemerkt worden, der die Feuerwehre benachrichtigte und angeht der fortwährenden Ausdehnung des

Wante wie: Sui und Subai. Der Sturm fuhr jetzt mit gewaltigen Stößen in den Wald hinein.

Und jetzt: Taghell flammt es auf, schwebelgelb, alles hier einen Augenblick erfüllend eine kleine Raue und dann wieder ein Rollen, Poltern und Schmettern, daß der Mann im Mantel, der ohnehin fast geblendet ist, entsetzt stehen bleibt. An allen Gliedern zittert er und mit großen, weitläufigen rissigen Augen starrt er in die arabischschwarze Finsternis.

„Da war er doch“, murmelte er, „hinter dem Stamme jener Stiege klopfte er doch hervor mit seinen falschen grünmehlenden Augen.“

„Ah!!!“ schrie er jetzt auf, als wiederum ein Blitz die Finsternis erhellte.

„Da, da war er ich hab ihn deutlich gesehen und er kommt auf mich er will mich pöden er“

Wiederum schrie er auf, ein gurgelnder, anartifizierter Laut. Er hatte einen heiligen Schloß ins Gesicht erhalten und stürzte der Länge nach auf das Erdreich nieder. Die Laterne fiel neben ihm nieder und erlosch. Ueber ihn drohte und polterte der Sturm in den Wädhern, daß er glaubte, der nächste Tag sei gekommen. Und doch war es nur der Zwies eines Pöschels gewesen, der ihn in der Dunkelheit mit Wucht ins Gesicht getroffen hatte.

Und Griebow betete. Er sprach das Vater Unser, mit zitternden Gliedern und Happernden Zähnen sprach er es. Nun war, als läge er im Grabe und die Stimme des jüngsten Gerichts ertönte. Lang gezogen, drohende Laute, die das Blut in den Adern, das Wort in den Knochen getrieben machten. Und er meinte, rings umher läuten sich die Gräber auf, und rechts und links stiegen die Toten aus ihrer Gruft mit Heulen und Zetteln und Jittern und Jagen, dem Gericht entgegen, das die Schafe scheiden sollte von den Wädhern. Nur sein düsteres enges Haus wollte sich nicht aufheben, bleierne Schwere, Todesmattigkeit in den Gliedern verbotte er sich kaum zu rühren und so sehr er auch die Augen, die schier aus ihren Höhlen quollen, anstrenzte, sie verbotte nicht die beschwarze Finsternis zu durchdringen ja, ja, der Sargdeckel und die zehn Fuß hohe Erde, die sich über demselben türmt, die halten dicht die lassen auch nicht den leisesten Lichtschein durch.

Aber da tat sich da nicht auch seine Gruft auf, stutete da nicht auch ein breiter Strom des Lichtes zu ihm hinab in die Finsternis? Einen Moment lang glaubte er da Gestalten mit laugen, wackelnden Gewändern über sich zu sehen mit feurigen Kronen auf ihren Häuptern aber schon im nächsten Augenblick war wieder alles dunkel um ihn her und nur ein heftiger Schmerz blieb ihn in den Augen zurück. Gleichzeitig aber kam ihm die Ueberzeugung zurück: Er war noch nicht gestorben, er war noch im Walde, er wollte, er mußte die Spur seines Verbrechens vernichten. Doch aufs neue bebte er bis ins Innerste zusammen, denn ein Knochen und Knacker, daß die Erde erbebte, durchbeulte den Wald, ein tausendfaches Echo erweckend.

„Das hat eingeschlagen“, murmelte er bebend, „aber doch nicht hier. Und er tastete im Grate nach seiner Laterne. Da war sie! Nun kroch er auf den Knien zum nächsten Baumstamm, breitete seinen Mantel zu einem Schutzdach über dieselbe gegen den Wind aus, holte aus einer Tasche einige Schwefelhölzer hervor und nach einigen Bemühen gelang es ihm, die Windlaterne wieder in Brand zu setzen. Nun setzte er seinen Weg fort, aber neues Entsetzen packte ihn — im Scheine der Laterne schienen allerhand winzige Wesen,

hand, um es zu schlagen. Der Hund wich aus, kam aber sogleich wieder angetrampelt. Mit einem Ruck zurück, stieß ihn der Bauer mit dem Fuße, daß er heulend nach dem Hofe lief.

„Was hörst du denn mit dem Hunde, Griebow?“ sagte da eine dünne Wädhersstimme, und wo stichst du denn eigentlich? Alle Türen stehen bei dir offen, man kann dir alles wegnehmen.“

„Du lieber Gott, was willst du bei mir wohl wegtragen, Schulmeister?“ fragte der Bauer, „Aber bin ich, hier in der Laube.“

Ein Heines kurzschichtiges Wädhchen mit langen Haaren und schwarzer Perle trat zu ihm in die Laube. Er war durchaus nicht ärmtlich, aber sehr nachlässig gekleidet und beim ersten Anblick hätte man wohl keinen Fortschritt mehr hinter ihm gesucht, sondern einen gelehrten Wädhern aus früheren Tagen, einen in einer Altstadt verbliebenen Gymnasialprofessor, oder sogar einen Universitätsprofessor aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, wie er immer noch in den „Liegenden Blättern“ ein vielbelobtes Talent trieb.

Den letzteren Eindruck verklärte namentlich eine seltliche Zerstreutheit und Zerfahrenheit, die sich in jeder Bewegung, in dem weltfremden Blick der kurzschichtigen Augen kundgab. Und wirklich war Johann Gaidus Schmund, der Schulmeister von Pöschel, als ein passionierter Wädhern bekannt, der wahllos alles verdrängte, was Gedrucktes in den Bereich seiner Brillengläser kam. Seine einzige Abwechslung bildete eine Partie „Zahrschöpf“, die er allwöchentlich ein oder zweimal im Stube mit einem Pöschel spielte.

„Ich wollte dich eben zu einem Spielchen abholen“, der Paul Metz und der Wilhelm Zunka kommen auch, vielleicht der Andrei Francusko.“

Griebow zuckte zusammen, ihn schauerte, wenn er daran dachte, jetzt starten spielen zu sollen.

„Ne, Schulmeister, ich danke schon“, sagte er idiosyncratisch, „ich kann nicht ich bin nicht in der Verfassung dazu“, meinte's nicht weiter über, ich bin wirklich nicht in der Verfassung dazu.“

„Nun sag mir bloß, was dir in der letzten Zeit immer ist“, sagte Schmund, näher tretend voller Teilnahme.

„Ach Gott“, antwortete Griebow traurig, „du weißt doch.“

„Ja ja, aber wir dachten, wir wollten dich ein wenig damit aufheitern. Und das sieht doch mit dir nicht erst seit heute so“, und du bist doch sonst immer mitgegangen“, und nun heute.“

„Ne, nie sah man ich danke dir ja schon, wie ich sage, aber es geht heute wirklich nicht“, meinte Griebow ab, „du“, ich glaube, es fallen da ein paar Regentropfen, wollen wir nicht lieber rein gehen.“

„Ne, ich danke“, sagte der Lehrer, „es wird Zeit, daß ich gehe.“

„Na, denn komm wenigstens rein und trink einen kleinen Stimmeln mit.“

„Na ja, das kann ich ja machen“, entgegnete Schmund mit leichtem Schmunzeln, „ein Schlückchen und die liebe Sonne verdirbt nichts.“

Sie gingen in die Stube, Griebow öffnete den Schrank, entnahm ihm eine runde, grüne Glasche und zwei Gläserchen und stellte sie auf den Tisch. Er schenkte sie voll, ergaß eines der Gläser und stieß damit an das andere.

„Na, denn Prost auch, Schulmeister“, sagte er und leerte das Glaschen

Vertical text on the left margin containing various small notices and advertisements.



Feuers „Sturm“ löstete. Die Feuerwehr traf bald mit allen Zügen ein. Das Gebäude war unrettbar verloren, weil sich das Feuer bereits über sämtliche Dachstühle verbreitet hatte, und die Dachböden bereits fröhlich durchschlugen. Die Taktik der Feuerwehr mußte sich daher darauf beschränken, ein weiteres Umsichgreifen des Feuers zu verhindern. Leider gelang das nicht. Trotzdem die Feuerwehr an fünf Stellen mit 14 Schlauchleitungen, von denen vier durch die Motorpumpe geleitet wurden, angriff, war die Beschränkung des Feuers auf seinen eigentlichen Herd nicht mehr möglich. Um 11½ Uhr brannte bereits der ganze Gebäudekomplex, mit lautem Krachen fielen die Balken zur Erde, die Dachsparren bogten sich unter der Last wie Bündel, alle Augenblicke brach eine Decke durch, dem verheerenden Element neue Wege öffnend. Kurz nach 12 Uhr erhob sich eine letzte Brise aus Südost und trieb die Flamme nach der St. Magdalenastraße hin. Obwohl die Feuerwehr das Uebergreifen des Feuers auf den Dachstuhl der Kirche zu verhindern mußte, war es nicht möglich, die Kirche zu retten. Die Flammen trafen sich in das Dach und fanden in dem ausgetrockneten Balkengerüst reichliche Nahrung. Bald stand der ganze Dachstuhl der Kirche in Schichten, und kurz vor 1 Uhr brach die Decke im Schiff, die nicht gewölbt war, durch und stürzte mit donnerähnlichem Krachen in das Innere der Kirche. Von hoch schlugen die Flammen heraus. An einer Stellung der Mündlichkeit war nicht zu denken. Als das Feuer bereits die Kirche umschloß, begab sich Pastor Dr. Richter in die Kirche und brachte das Allerheiligste in Sicherheit. Aus der Zeit, die vom Feuer verhöhnt blieb, konnten die Urteile, sowie die Reliquie der heiligen Anna gerettet werden. Die Personalien, die das Feuer in der Kirche angedrückt hat, sind nicht zu beschreiben. Die ganze innere Ausstattung der Kirche, das Lebenswerk des mit die Kirche besuchenden früheren Pfarrers, jeglichen Domkapitulars Schicksal, ist vernichtet. Die wunderbaren Glasfenster im Chor, die aus dem Mittelalter erhalten waren, sind zerstört. Die kostbare Stube brachte die Verfallenen zum Schmelzen, und die Fenster, die einen in schätzbaren Wert darstellten, zum Fliegen. Die prächtigen Altäre, besonders der herrliche Haupt Altar, sind bis auf die Fundamenten zerstört. Von dem Wandtafel, dem Gemälde ist auch nicht mehr eine Spur vorhanden. Einige kostbare Statuen wurden durch Soldaten gerettet, ebenso der schwere kupferne Tadel des Taufsteins. Bald hatten die Flammen auch den Glockenturm erreicht, das Gebälk war rasch durchgebrannt, lautlos fielen die Glocken ins Feuermeer, wo sie schmolzen. Durch fortwährendes Wehrspielen aus zwei Richtungen konnte der Turm, für den die Gefahr des Einsturzes bestand, erhalten werden. So aber zu beiraten ist, daß der Giebel, auf dem der Turm aufliegt, in Risse bekommt, und bei einem etwa sich erhebenden Sturmwinde einstürzt, wird vom Stadtbauamt ein Gerüst errichtet und Turm und Giebel abgebrochen. Nach 2½ stündiger, angestrengter Tätigkeit konnte das Feuer auf seinen Herd beschränkt werden. Verhängnisvoll und zitternd standen während der entsetzlichen Stunden die Pflichten des „Deputats“ zusammen, viele meinten, die kleinen stichteten sich anständig zu der Schmeiße oder den größeren Mädchen, die sich bemühten, die kleinen zu beruhigen. Die Mädchen wurden einweilen in dem Vorplatz untergebracht, die Weibskinder- und Waisenanstalt hat vorläufig im Bürger-

spital Unterkunft gefunden, während die von dieser Anstalt bis jetzt benutzten Räume von den Waisenkinder bezogen worden sind. Bürgermeister Bad wird seinen Urlaub unterbrechen, um einer Sitzung des Verwaltungsrates der Zivilhospitien, dem das Waisenhaus unterstellt ist, beizuwohnen, die über die Schaffung einer vorläufigen Unterkunft für die Anwesen des Waisenhauses beschließen soll. Nicht nur sämtliche Kronenhändler und Klöster haben Kinder aufzunehmen, Kleidung, Wäsche und Essen zu liefern, sondern auch viele Familien haben sich bereitwillig in den Dienst der Wohltätigkeit gestellt.

In seinem letzten Briefe aus Deutsch Südwestafrika erzählt Hauptmann C. Danneberg, wie er zusammen mit Gouverneur Venturin in Swakopmund nach Etahandja ritt, um dort die erste Begegnung mit dem neuen Oberkommandanten General v. Drotta zu haben. „Auf dem Wege“, so heißt es in dem Briefe, „kränkten wir mit dem zu seiner neuen Abteilung eilenden Major von Glasek und desgleichen mit einer großen Feldpost, die auch uns Briefe aus der Heimat brachte. Aber die Briefkästen waren plumbiert, ihr Inhalt durfte erst im Feldpostamt von Swakopmund verteilt werden. So mußten wir sie dem Vorübergehenden lassen, ohne die uns bekannten Brief- und Zeitungsstücke haben zu können, und das war doppelt schwer, da wir herkommen konnten, daß sie nun frühestens in acht Tagen in Etahandja anlangen würden.“ Drotta bemerkt die „Korrespondenz“: „Der plumbierte Briefkasten, der von niemand geöffnet werden darf als von den Feldpostbeamten in Swakopmund, ist ein würdevolles Zeitungsstück zu den Volkswindern, denen die Offiziere bei ihrem Antritt in Swakopmund ausgehändigt waren. Wer sich einigemmaßen vorstellen kann, mit welcher Sehnsucht Soldaten im Felde die Briefe aus der Heimat erwarten, der wird den Ingrimm empfinden können, wenn ihnen ihre Briefe an der Kasse vorbeigehen, bloß weil der heilige Bureaufratsherr den Briefstempel verweigert hat und nicht erlaubt, daß das Siegel über als an dem und dem bestimmten Orte und von dem und dem Beamten gelöst wird. Man sollte doch meinen, daß wenigstens der Gouverneur der Kolonie, dem die Feldpost begeben, den Briefstempel zu öffnen befehligt war. Er hätte ja dem heiligen Bureaufratsherrn zu Gefallen eine Weisung ausstellen können. Der Postfach ist ja an und für sich nicht von Belang, aber er ist so recht bezeichnend für den Geist bürokratischer Kleinigkeit, der auch im Felde ein unverwundliches Dasein zu führen scheint.“

**Handelsteil.**

**Dresdner Kurse vom 16. August 1901.**

Bank-Diskont.	
Reichsbank 4 Proz.	Kommodoren 5 Proz.
3 Proz. Wechsel 3 Proz.	London 3 Proz.
Petersburg 5½ Proz.	Wien 3½ Proz.
Ausländische Fonds.	
4½ Oester. Silberrente 100,000	4 Rumän. Rente 1890
4 do. Goldrente 101,750	4 do. 1899
4 Ungar. Goldrente 100,900	4 do. 1891
4 Ungar. Rentenrente 97,750	5 do. amort.
100,400	
Bausparvereine-Aktien.	
10 1 Dresd. Bausparv.	100,000
8 1 Meißner Bausparv.	200,000
10 1 do. St. P. A.	100,000

**Deutsche Fonds und Staatsanleihen.**

3 1 Deutsche Reichsanl. 100,000	3 1/2 Dresd. St.-Sch. 1880
3 1/2 do. do. 102,000	1880 100,000
3 1/2 do. abg. auf 5 1905	100,000
3 1/2 Sächs. Rente, gr. St. 88,000	4 1/2 Kuffner St.-Sch. 100,000
3 1/2 do. 500 Rthl.	88,000
3 1/2 do. 300,200 u. 100 Rthl.	90,250
3 1/2 Sächs. St.-Sch. v. 1855	94,100
3 1/2 do. 1852 64,500 Rthl.	100,550
3 1/2 do. 100 Rthl.	100,550
3 1/2 do. 1867 500 Rthl.	100,550
3 1/2 do. 1867 100 Rthl.	100,550
3 1/2 do. 1869 500 Rthl.	100,750
3 1/2 do. 1869 100 Rthl.	100,750
3 1/2 Poln.-Litauer G.	100,250
4 do.	102,250
3 1/2 Landr.-Sch.	100,750
3 1/2 Vds.-Sch. v. 1890/91	100,000
3 1/2 do. 1500 Rthl.	95,000
3 1/2 do. 300 Rthl.	95,250
3 1/2 do. 1500 Rthl.	101,000
3 1/2 Preuss. Monats	89,800
3 1/2 do.	102,000
3 1/2 do. auf 5 1905	102,000
3 1/2 Dresd. St.-Sch. 1871	100,250
3 1/2 do.	100,250

**Deutsche Staats- und Provinzialanleihen.**

3 1/2 A. D. Anleihen v. 1890/91	100,000
4 do.	102,750
3 1/2 A. D. Anl. v. 1891/92	97,750
4 do.	100,000
4 1/2 Wdr.-u. Hyp.-Anl. v. 1901	100,700
4 do.	102,750
4 do. Grundrente I	101,250
3 1/2 Sp.-Sch. v. 1891/92	99,000
3 1/2 Landwirtsch. Pfand	88,200
3 1/2 do.	90,500
4 do.	90,500
3 1/2 Landwirtsch. Anleihen	88,200
4 do.	100,500
3 1/2 do.	100,250
4 1/2 Preuss. Hyp.-Anl. C	95,200
3 1/2 do.	100,100
3 1/2 do. VII, 1900 auf 98,100	98,100
3 1/2 do. X, 1910 auf 98,100	98,100
4 do. 1900 auf 100,100	100,100
4 do. VIII, 1900 auf 100,200	100,200
4 do. IX, 1910 auf 100,000	100,000
4 1/2 Preuss. Hyp.-Anl. VI	101,750
4 do. VII, 1900 auf 101,500	101,500

**Bank-Aktien.**

1 1/2 Allg. D. Anleihen	175,000
1 1/2 Ver. Spar- u. Dep.-Anst. (St.)	100,000
4 1/2 Chemnitzer Bank	100,000
1 1/2 Dresd. Anleihen	7,000
7 1/2 Dresdner Bank	150,000
5 1/2 Dresd. Bank	100,500
5 1/2 Köbener	100,750

**Transit-Aktien.**

7 1/2 Sächs. Straßb.	100,250
5 1/2 Dresd. Straßb.	175,000
3 1/2 Dresd. Anleihen	82,500
4 1/2 Verein. Elbfl.	110,000

**Wiener offizielle Schlusskurse.**

Chefverordnete Papierrente 99,35. Oesterreichische Silberrente 99,35. Oesterreichische Goldrente 119,30. Ungarische 4 Proz. Goldrente 119,00. Ungarische Kronenrente 97,10. Reichsbank 104,4. Lombarden 86,25. Staatsrentenbanknoten 422,75. Ferd.-Nordbahn 54,30. Nordwestbahn 414,00. Elbtal 422,00. Kreditanstalt 422,25. Länderbank 425,50. Unionbank 516,00. Wiener Bankverein 517,00. Ungarische Kreditanstalt —. Alpine Montan-Aktien 425,25. Napoleonsbad 13,01. Marknoten 117,25. Zuckerrübe 127,70. Ernter Kohlen —. Feil.

auf einen Zug. Der Lehrer tat das Gleiche und schüttelte sich dann, wie man das so nach einem tüchtigen Schlucke zu tun pflegt.

„Ich danke dir auch schön, Griebow“, sagte der Lehrer und wandte sich zur Tür.

„Bist du nicht noch einen“, fragte der Bauer.

„Nein, laß man, das bin ich nicht gewohnt. Du weißt, ich muß heute beim Karten spielen im Krug noch meine zwei Glas Bier trinken und das wird dann zu viel. Und nun adieu wenn du nicht mit willst.“

„Ne, nee laß man! Und recht viel Vergnügen.“

Beide Männer schüttelten einander die Hände und der Lehrer schritt hinaus, von Griebow bis zur Stubentür begleitet. Als draußen die Haustür knarrend und der Bauer den Fuß in die Stube zurückwarf, bemerkte er den Regenschirm, den der Hund neben dem Stuhl hingefallen lassen. Erst dachte er, dann schüttelte er den Kopf, ein schwarzes Köcheln erhellte einen kurzen Augenblick seine finsternen, vergränten Züge und er murmelte: Er ist doch ein zu zerstreuter Kerl! Dann riß er das Fenster auf und rief:

„Du, Schulmeister, komme noch mal einen Augenblick her.“

Als dann der kleine Mann umkehrte, reichte er ihm den Schirm heraus.

„Na, du bist aber auch du läßt deinen Schirm bei mir und es regnet doch.“

„Schirm?“ sagte der andere, „ich habe doch gar keinen gehabt?“

„Na, wart du denn nicht vorher in der Stube, ehe du zu mir raus in den Garten kamst?“

„Na, freilich das bin ich gewesen.“

„Na also da hast du ihn denn einfach stehen lassen — denn mir gehört das Ding nicht. Und du weißt doch, du bist immer so fahrig — du hast ihn sicher stehen gelassen!“

Der Lehrer schüttelte den Kopf und betrat ihn oberflächlich — vermuthlich dachte er schon an seinen Schafstoppf oder noch an seine letzte Vektüre, dann sagte er:

„Das ist doch merkwürdig! Ich hätte darauf schwören mögen, ich hätte meinen Schirm zu Hause gelassen — er ist doch noch so neu — ich habe ihn erst seit acht Tagen. Na, da muß ich mich in Acht nehmen, daß ich ihn nicht im Krug stehen lasse!“

Kopfschüttelnd schritt er die Türschwelle hinab.

Griebow schloß das Fenster und trat in die Stube zurück.

Die große Wanduhr zeigte die achte Stunde — es war wohl noch etwas zu früh zu dem schweren Gang. Er ging wieder auf den Hof, der kurze Regenwetter war schon wieder zu Ende, ein bestiger Wind hatte sich aufgemacht und saute das schwere schwarze Gewölk, das jetzt am Himmel hing vor sich her. Griebow ging in den Stall und holte eine Windlaterne hervor, dann ging er nach einem verborgenen Winkel des Stalles, wo er seine Büchse verborgen hatte, und griff danach. Aber vom Grauen erfaßt sah er die Hand wieder zurück, als habe er glühendes Eisen berührt. Es war ihm unmöglich, die Mordwaffe in die Hand zu nehmen. Als er wieder aus dem Stalle trat, sprang der Hund wieder mit Freudenjubel an ihm empor — er schien zu wissen, wohin es ging, wenn sein Herr die Windlaterne hervorholte. Griebow aber erhob, von einer jörnigen Regung gegen den Zeugen seines Verbrechens erfüllt, die Hand, um ihn zu schlagen. Als sich der Hund aber duckte, und ihn

deutlich und wehmütig um die Weine froh, dachte er ihn seit am Halsbande, zog ihn in den Stall, nahm eine starke Kette von der Wand, befestigte sie mit dem einen Ende an der Wand, mit dem anderen an Neros Halsband. Unbekümmert um das Gewinsel und Geheul des enttäuschten Tieres verließ er den Stall und begab sich wieder ins Haus. Aus einem altväterlichen Kleiderkasten aus Eichenholz holte er einen schweren dunkelblauen Mantel mit Pelzbesatz, wie ihn die Fuhrleute bei Regenwetter zu tragen pflegen. Dann nahm er eine Art Jägermütze aus dem Schranke und einen starken schweren Lederstiefel aus der Ecke und ging mit den Sachen in die Stube.

Dort machte er sich fertig. Niederhauer schüttelte ihn, als rüste er sich zu seinem letzten Gange. Er schloß die Fensterläden an den Fenstern des Zimmers, zündete die Laterne an, und stellte sie auf den Tisch. Nunmehr verließ er das Zimmer, verriegelte die Haustür, verriegelte die Kanne, dann ging er nach dem Hofe, und verriegelte sorgfältig sämtliche Stalltüren, außer den des Bierstalles, da der Knecht dort schlief. Ins Zimmer zurückgekehrt, zog er den Mantel an, setzte die Mütze auf und nahm Stock und Laterne zur Hand, die letztere unter den Krügen des Mantels verbergend.

„Gott sei mir gnädig!“ murmelte er und verließ das Haus durch die Haustür, die er ebenfalls sorgsam verriegelte.

Trunken war es jetzt ziemlich dunkel. Die schwarzen Wolken, die über den Himmel saßen, trugen das ihrige dazu bei, den Uebergang der Dämmerung in völlige Finsternis zu beschleunigen. Der Wind war stärker geworden und Griebow mußte den Krügen des Mantels fest zusammenhalten, damit die Laterne nicht sichtbar wurde. Er schritt alsdann durch den Garten hinaus ins Feld, die Chauffee und die mehr begangenen Feldwege vermeidend. Auf einem sehr schmalen durch die Feldmark führenden Pfade schritt er in der Dunkelheit rasch dahin, als er eine Gestalt sich entgegenkommen sah. Tief ins Gesicht zog er die Mütze, um nicht erkannt zu werden. Der andere, der auf das Dorf zugeht, hatte es offenbar sehr eilig, nach Hause zu kommen, denn er schritt schnell dahin und begegnete den ihm begegnenden erst, als dieser dicht vor ihm war. „Na, ich warte er zur Seite und setzte dann den Weg fort. Einmal aber schaute er sich noch um und brummte vor sich hin:

„Was das nicht der Jochen Griebow? Wo wird der noch hin wollen — jetzt ist es doch mit dem Wäldern auch man so so — na, was geht's mich überhaupt an? Ich weiß ja noch nicht einmal, ob er es wirklich gewesen ist!“

Nach etwa einer Stunde hatte Griebow den Wald erreicht, schon seit einiger Zeit hatte dumpfes Rollen das Rachen eines Gewitters verkündet, der Wind war zum Sturm angewachsen. Jetzt zuckte es bläulich am Himmel auf und Griebow schraf heftig zusammen; still, majestätisch, unheimlich lag der Wald dicht vor ihm, ein Säusen und Brausen ging durch die Wipfel der Bäume, die drohend ihre Säupter zu schütteln schienen.

Aber es half nichts, er mußte hinein. Nachtschwarz war es drin, ein Rauschen, Prasseln und Getöse, wie wenn das ganze wilde Heer losgelassen, durchdröhnte die Luft, ein Stöhnen und Wehnen, ein Donnern und Krachen, wenn sich die Riesenfämme im Winde bogen und ihre Zweige und Äste mit furchtbarer Gewalt aneinander schlugen.

Jetzt erst wagte es der Mann, seine Laterne zu entzünden, damit er den Weg in der Nebelfinsternis zu finden vermochte. Jetzt ein Heulen und Jammern, ein Trauen und Bischen, ein Klaffen und Krächzen, gedehnte